

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

172 (26.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Wolkenkratzer

Die Zivilisation ist ein unheimliches, abstraktes Wesen. Sie schafft eine neue Zeit und ein anderes Menschengeschlecht, ein Geschlecht, das zum großen Teil in den gewaltigen Steinlabirinth der modernen Großstädte heranwächst, und dem die ewige Natur, hohe Berge, weite Felder und Wälder, nur noch aus Büchern oder durch kurze Urlaubsreisen bekannt sind. Wo vor dreihundert Jahren holländische Kolonisten armen Indianern gegen ein paar Pfeifen „Beerenwasser“ die halbkugeln Manhattan „abtaufen“, liegt heute New York, die weitestgehende Stadt der Erde. Alle Städte dazwischen sind in ihr so zusammengekrümelt, daß eine Ausdehnung in die Länge und Breite unmöglich ist.

Um nun die gigantische Lage der unheimlich teuren Baupläne auszunutzen, war man gezwungen, in die Höhe zu bauen. In schwindelnde Höhen haben sich daher auf der Manhattaninsel die gewaltigsten Leistungen der modernen Bautechnik, aus Eisen und Stein, sind diese sogenannten Wolkenkratzer erbaut. Bis zu einer Höhe von 225 Meter kletterten die 50 Stockwerke des Hauses der New Yorker Metropolitan-Lebensversicherung hinauf, also bis zur anderthalbfachen Höhe der Kölner Domtürme. Das Riesengebäude des Hudson-Terminal-Hauses ist eine Stadt für sich, eine Stadt mit eigenem Postamt und eigener Polizeiwache, in der 39 Aufzüge den Verkehr zwischen den einzelnen Stockwerken vermitteln. In den 26 Stockwerken dieses Hauses werden in Büros, Kassen und Banken Tag für Tag 10.000 Menschen beschäftigt. Aber auch dieses kleinere Ungeheuer wird noch von dem Wolkenkratzer übertrifft, 238 Meter hoch und das vierfache Baumaterial der Welt. Von 70 ungeheuren Betonpfeilern, die in die Felsen der Manhattan-Halbinsel eingetaucht wurden, werden die Wände dieses technischen Riesennetzes getragen, von denen jedes noch ein elektrisches Licht strahlt, das man vom Meer aus noch in einer Entfernung von 200 Kilometern erblicken kann. Man kann sich einen annähernden Begriff von diesen ungeheuren Gebäuden machen, wenn man sie mit den höchsten Gebäuden Europas vergleicht. Die Wände der drahtlosen Telegraphie in New York und Antisawitershausen kletterten bis zu 250 und 298 Metern in die Höhe. In weitem Abstande folgen dann erst das Wiener Rathaus mit 161, der Kölner Dom mit 155, der Stephansdom in Wien mit 128, die Wilhelmstürme in Berlin mit 113 und der Regensburger Dom mit 106 Meter.

## Betriebsrat-Sitzung im Radio

Von F. S. S. S.

§ 84 des B. G. lehrt bekanntlich, daß im Fall der Kündigung der Arbeitnehmer binnen 5 Tagen gegen den Entschluß des Arbeitgebers den Arbeiter- und Angestelltenrat anrufen kann, — wenn zum Beispiel etwa, Absatz 4 dieses Artikels, die Kündigung sich als eine unbillige, nicht durch das Verhalten des Arbeitnehmers oder durch die Verhältnisse des Betriebes bedingte Härte darstellt. Doch welche zu Themen für Theaterstücke verwendet werden, ist ein heute geläufiges Verfahren. In diesem Sinn, in dem es der Arbeiter- u. de. Rat, Verfasser des Hörspiels „Paragraf 84, 4 — unbillige Härte“, das vom Frankfurter Sender innerhalb des Rahmens der „Stunde der Arbeit“ uraufgeführt wurde, tut, ist es ungewöhnlich: Ein noch nicht ganz geläutertes, aber interessanter Versuch der dem musikalischen oder literarischen „Lehrstück“ entspricht. Fast stellt eine Betriebsratsitzung, in der über die Einwürfe eines arbeitenden Arbeiters gegen den Kündigungsgrund beraten wird, mit sehr viel Kenntnis und Geschicklichkeit dar: In die einfache Sache ist Handlung und Bewegung aufgenommen; und der Weg, der bis zur auktoralen Einigung führt, ist stellenweise fast dramatisch. Dennoch braucht sich solches Spiel, zu dem eine entsprechende Wirklichkeit kaum gedacht werden kann, nicht auf solche Unentschiedenheit, Unvollständigkeit und im Grunde unfähigere Haltung zu beschränken. Der Arbeitsvorsprechender Klem, der Schiller Torjoh und nicht der Personalchef, sinnbildliche Darstellungen des Unternehmervertreter sind zwar mit gesellschaftlichen Mängeln, aber doch allseitigen Betrachters ausschaltete Gesellen; und wenn, wie der Verfasser das wünscht, Einigkeit so leicht zu erreichen und alle Menschen so gute Menschen wären, so ist das von dem Courtois-Maler nicht allzuweit entfernte literarische Hoffnungs, und in ihrem Sinn geht es bald, hier wie dort weniger „unbillige Härte“; aber wir sehen die Unbilligkeit weniger im Verlangen der menschlichen Güte als in der unangenehmen Festlegung der sozialen Gerechtigkeit. Aus so verhältnismäßig Radio-Spiel bleibt in der Erinnerung des Hörers mehr ein Wunschbild als ein Hörbild zurück.

## Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schuler-Brüd

Copyright in Folge u. Bieder Verlag, Weimar (Nachdruck verboten.)

Die Lielt richtet sich auf und streich sich die Haare aus dem Gesicht. „Der Halsen-Trans will mein Schak sein“ sagte sie leise. „Der! Einer aus der Sippschaft! Das leid ich nicht!“ „Ach, Tant, warum brauchst du dir keine Sorge zu machen, das ist nu alles aus. Seine Teufel sagen ja —“ „Was sagen seine Teufel?“ Die Bulche-Vies fühlte, wie eine schwere Last auf sie fiel. „Sie sagen, dem Trans sein Onkel ist — der ist — der ist — mein — mein —“ Die Tränen brachen wieder hervor. „Red nur aus, sie sagen, er wäre dein Vater. Und was sagen sie noch?“ — und so eins — so eins wie mich — so eins wollen sie nicht in der Familie.“ Die Bulche-Vies richtete sich mit einem Ruck auf und ihre Stimme wurde hart. „Sas nur, sag nur alles, und wer ist deine Mutter — das hat dir dein Trans doch auch gesagt — dein laubere Schak?“ „Ach Tant!“ Das Mädchen sank hallos in sich zusammen. „Er hat ja im Guten gemeint. Er hat sich ja selber nicht zu helfen bemüht. Sie haben ihm so hart zugelegt. Sie haben das alles erst zu erben will. Da sind die alten Geschichten all aufgedeckt worden, da hat sie hin und her geredet, da hat sie sich alles zusammengeerimt, was die Teufel gemunkelt hat vor zwanzig Jahren.“ „Und das glaubst du alles, Mädchen?“ „Ach Tant! Ruck dich doch nur in'n Spiegel. Du bist ja ganz verfallen in den paar Tagen, seit der Halsen-Trans gestürzt ist. Du siehst doch das ja so in Versen du bist ja ganz tiefinnig.“ „Was hat er denn gesagt, was — was, das mich anach?“ murmelte die Vies. „Ach Tant! — ach Mutter!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Und die Bulche-Vies, die gemeint hatte, sie habe das Weinen längst gelernt, die

## Pierre Dupont

Zum 60. Todestage des französischen Arbeiterdichters

Das große Geheimnis Duponts liegt in seiner Liebe zur Jugend und zur Menschheit und in einem unbestimmten Etwas, das seine Dichtung unaufhörlich ausstrahlt, und das in die unendliche Reizung zur Republik nennen möchte.

Baudelaire.

Ein Dichter heidenden Males, der auf Leisten gemessenen im Hinterkopf der Literatur wohnte, pflegt gemeinlich zwei Menschenalter nach seinem Abscheiden gründlich tot zu sein. Nicht so Pierre Dupont, der am 29. Juli 1870 starb. Nicht nur ist er in seiner Heimatstadt Lyon lebendig, wo eine Straße seinen Namen trägt, seine Rüste im Grün einer öffentlichen Anlage steht, eine Pierre Dupont-Gesellschaft wirkt und der Bürgermeister Edouard Herriot, Schriftsteller feinsten literarischen Geschmacks, unabhängig für den Poeten wirbt; nicht nur finden sich in jedem französischen Schullehrbuch zwei seiner Gedichte, „Die Tannen“ und „Die Dohlen“, sondern darüber hinaus ist und bleibt er volkstümlich.

Diese seine Beliebtheit rührt nicht zuletzt daher, daß Dupont der bekannteste und genannteste Arbeiterdichter seiner Zeit war, bekannt und genannt nicht nur in Frankreich, denn Adolf Strodtmann, der erste Biograph Heinrich Heines, hat eine ganze Reihe seiner Poesien deutsch nachgedichtet, von denen in unseren Tagen Franz Diederich die besten mit Recht in seine sozialistische Anthologie „Von unten auf“ übernommen hat. Am 23. April 1821 als Sohn eines Sporenmachers geboren, versuchte sich der junge Dupont nach kurzem Aufenthalt im niederen Priesterseminar als Lehrling in einer Spinerei, als Schreiber bei einem Notar, als Angestellter einer Bank, bis die Stimmen in seiner Brust, die ihn zum Dichtertum aufriefen, übermächtig wurden und ihn, ungewisser Zukunft entgegen, nach Paris trieben. Was er an Poesien zuerst veröffentlichte, atmete den Geruch der Adelscholle, und das Gedicht, das über Nacht seine Stirn mit dem vollen Erfolg kränzte, „Die Dohlen“, war so ganz aus dem Herzen des bauerlichen Frankreichs empfinden:

Zwei Dohlen, weiß mit braunen Flecken,

hab ich im Stall, ein prächtig Paar!

Ein Horn ist der Pfug, der Steden

Ein Stachelpalmwedel, der Kunde har.

Aber trug Dupont diese bauliche Neigung für Adelsbau und Viehzucht noch seinen Vorarbeiten mütterlicherseits im Blute, die alle bintern Pfuge angehen waren, so empfing sein empfindliches Gemüt heidenderen Eindruck von Lyon, das damals die erste Fabrik, die erste Arbeiterstadt Frankreichs war. Der Anabe weite zwar bei einem Dorfparter, der sich nach dem frühen Tode der Mutter seiner angenommen hatte, auf dem Lande, als im November 1831 die Arbeiter des Lyoner Webernierzels Croix Rouille in geballten Massen niederzogen, unter schwarzen Fahnen mit der Aufschrift: „Arbeitend leben oder kämpfend sterben!“ und nach heftiger Straßenkämpfe gegen die Nationalgarde sich in den Besitz der Stadt setzten, aber ein Nachhall dieses gemalten Ereignisses mußte auch durch seine Seele zittern, als er bald danach wieder in seiner Vaterstadt das bittere Brot der Armut brach. Ueber ein kurzes Schwentle denn auch seine Ruhe, die bislang in Holzschubben die Schale gebildet und sich im Wege gepiegelt hatte, jenes schwarze Fohmentuch von Croix Rouille, und durch seine Strophen hallte der Marschschritt der proletarischen Hungerbataillone. Wie eine leichte Vorbub kommenber schwerer Kämpfe zeigte sich damals eine ganze Schar von Arbeitern, die im Liebe den sozialen Groll, die soziale Sehnsucht ihrer Klasse verströmen ließen, aber unter den Beron, Bonco, Maqu, Lebrton, Concard, Vopointe, Tolls und Guerin war Dupont der mortgentalteste. Schon wegen ihrer Sangbarkeit machten in den vierziger Jahren seine politisch-sozialen Chansons ihren Flu. wie das „Lied der Arbeiter“, das nachtröhl andeht:

Raum kräft der Bahn das erste Mal,  
So brennt schon unsere Lampe wieder,  
Und neu beginnt die alte Qual,  
Und dröhnend fällt der Hammer nieder.  
Für ewig ungewissen Lohn  
Mühen wir uns rastlos ab auf Erden.  
Die Not vielleicht kommt morgen schon:  
Wie soll es erst im Alter werden?

Jede Strophe sang in den Rebrreim aus:

Liebt euch einander treu und heiß  
Und laßt — oh die Schwerter hinken,  
Oh uns des Friedens Palmen sinken —  
Im Kreis, im Kreis  
Uns auf die Welterschöpfung trinken!

In einer Zeit, da der aufgestachelte Chauvinismus über den Rhein hinüber und herüber Schimpf- und Drohmorte wogelte, stimmte Dupont, großer Antimilitarist, seine Leiter der Arbeiterbrüderung und dem Weltfrieden:

Ein Volk wird fürder sein auf Erden.

Ein Banner für die Völkerschör!

Ein Jahr darnach aufsteht ihm die Februarrevolution von 1848 die Erfüllung aller messianischen Hoffnungen der Entertiden und Unterdrückten vor; kein begeisterter Sänger der jungen Republik als Dupont:

Wir haben sie: hochgemut

Und mit den Füßen im Blut

Sinnschreiten über die Barrikaden

Im Gehafter der Hüßlaben.

Wir haben sie unter des Sieges Fahnen,

Abwischend das Blut von der Wipe,

Und hörten sie uns von die Pflicht gemahnen,

In der Hand den Delsweig der Antife.

Aber schon im Juni mächte Cavaignacs Kartätschenfeuer in den Straßen von Paris die Arbeiter nieder, und Dupont schrieb an einem grauen Tage, da er nichts hatte, um den Hunger seines geliebten Weibes zu stillen, das „Lied vom Brot“, bestimmt, schon durch seinen düster drohenden Rebrreim zur „Marzessalle des Bunsers“ zu werden:

Man hält nicht von den Marmarstufen

Das Volk zurück mit seiner Not!

Dem die Natur zehet, zu rufen:

Brot tut uns not! Wir fordern Brot!

Je metter sich die Entwicklung von den Idealen entfernte, nie auf den Februarbarrikaden erhüßt waren, desto trauriger schamte der Dichter seine Bohne, desto zuverlässiger glaubte er an die Zukunft seiner Klasse:

Des Elends Ende winkt,

Ihr, die ihr Schwarzbrot eßt und Wasser trinkt!

Statt dessen kam der Staatsstreich des 2. Dezember 1851, und mit dem Berner „Exallierter Demagoge — Gefährlich!“ stand auch „Pierre Dupont, Chanonnier“, auf der langen Liste der Verdächtigen; er wurde aufgefordert, verbattet und von einer der berichtigten „Gemischten Kommissionen“ zu sieben Jahren Deportation nach Algier verurteilt. Er erlangte er vor der Verurteilung, hauptsächlich auf Fürsprache der künftigen Prinzessin Mathilde Bonaparte, seine Beurlaubung und kehrte nach Lyon zurück, aber das Kaiserreich hatte ihn zum Schweigen verurteilt, und als der Tod ihn ganz zum Verstummen brachte, stand Dupont noch vor Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres.

Nur selten Begriffe wie Schweigen, Verstummen und Tod für einen Poeten nicht unbedingt; solange noch keine revolutionären Krieger im Herzen der Arbeiterklasse widerhallen, ist Pierre Dupont weder tot noch stumm. Hermann Wendel.

dein ganzes Leben an so einen, der sich von seinen Leuten bedürmen peln läßt.“

„Mutter, du bist so hart wie 'n Stein.“

Die Bulche-Vies sah ihr Kind an.

„Mädchen,“ sagte sie, und ihre harte Stimme wurde weich, „jetz froh, daß ich das bin. Und las ab von dem Trans. Aus dem Blut kommt uns nichts gutes, wenn er auch nur um die Ede herum mit dem Frik verwannt is. Und nun richt mit 'n Kaffee auf die Nacht, ich muß fort, der — sie ägerie einen Augenlid — der Halsen-Trans ist recht schlecht heute.“

„Mutter,“ sagte das Mädchen leise, „Mutter ängstigt du dich denn nicht und kümmerst dich nicht, wenn du die Nacht über fröest?“

Die Bulche-Vies mußte fast lächeln.

„Menschlichen und kümmerst? Ach, Kind, das hab' ich die zwanzig Jahre genugam getan. Ich lü' und wart!“

„Wartst! Mutter, auf was?“

„Über die Bulche-Vies antwortete nicht. Sie nahm ihren Kaffee topf und ihr Brot und nickte der Lielt zu.“

„Berst die Tränen, Lielt, und den Jammer.“

„Mutter,“ flehte das Mädchen, „Mutter, las mich mit. Ich muß meinen — den — ich muß ihn einmal leben, nur einmal.“

„Mein,“ sagte die Vies hart.

„Mutter!“

„Mein, las' ich. Und ich schid dir jekt gleich die Rann, daß du nicht allein bist.“

Sie ging zur Tür, doch sie kam noch einmal zurück.

„Lielt, ich han dir alles erzählt, damit du weißt, wie ich in die Schand gekommen bin. Und daß du dir ein Beispiel nimmst und Säune und Dornbuden um dich herum aufrichtest. Und dich häßt und heischüßt mehr als Perl und Gold. Und daß du denkst, daß uns von den Halsen nichts gutes kommt.“

Das Mädchen war blaß geworden unter der braunen Haut.

Sie sah es fest an:

„Lielt, lieber leg' ich dich mit meinen eigenen Händen in die Lab' und begrüb' dich auf dem Kirchhof, als daß ich an die erleben müßt, was ich an mir selbst erlebt hab!“

Sie mendete sich fürs um und ging. Und wie sie mit ihren festen Schritten den Weg maß, da hälte ihr niemand angesehen, was Re gerabe eben durchgefahmt hatte.

Am Halsen-Haus kam ihr die Bas entgegen mit ängstlichen Augen.

(Fortsetzung folgt.)